

sche Siedlung noch mit Resten der vorangehenden Bewohner, die weiteren Phasen sind dann rein slawisch. Die Besiedlung in Březno dauerte noch während des 9. Jahrhunderts an.

Die Grabung in Březno brachte zahlreiche Probleme, aber auch Beiträge zur Lösung verschiedener Fragen. Außer den hier behandelten Themen haben wir wertvolle Kenntnisse über die relative Chronologie der slawischen Keramik, über die Bauart der Hütten und über die Entwicklung der Typen der Getreidegruben gewonnen; ferner wurden wichtige Hinweise auf den Charakter der damaligen Landwirtschaft und auf die ganze Disposition dieser alten slawischen Niederlassung erarbeitet. Die Hütten – man kann vorläufig mit 5–10 Häusern in einer Phase rechnen – sind in zwei oder drei Gruppen (Kreise?) angeordnet. Es ist zu vermuten, daß wir den größten Teil der Siedlung, rund drei Viertel, bereits freigelegt haben. Das Ziel der Grabung ist, die ganze Niederlassung freizulegen und wenn möglich auch das dazugehörige Gräberfeld zu erforschen. Es wurde nämlich am Südrand der Siedlung ein rituelles slawisches Grab (wahrscheinlich 9. Jahrhundert) gefunden, das sich vielleicht am Rande eines Reihenfriedhofes befindet. Im weiteren Verlauf der Ausgrabung werden also die Forschungsarbeiten auch in diese Richtung geleitet.

Stämme und Fundgruppen

Bemerkungen zu „Stammesbildung und Verfassung“ von R. Wenskus*

Von Rafael v. Uslar, Mainz

Die germanische Stammeswerdung und -geschichte ist bekanntlich ein seit langen Jahrzehnten viel und kontrovers behandeltes und diskutiertes Gebiet. Dementsprechend tat sich der Prähistoriker, der nach Orientierung suchte, schwer. So war es ihm kaum zu verübeln, daß er sich bislang oft mit allzu vereinfachten, bzw. in eine bestimmte Systematik gepreßten ethnischen Deutungen seiner Fundgruppen und Kulturen begnügte¹ oder sich auf kulturgeschichtliche Aussagen zurückzog. Diese Situation hat sich mit dem Erscheinen des Buches von R. Wenskus erheblich geändert. Einem Mediävisten, der offenbar auch über ausgedehnte philologisch-germanistische Kenntnisse verfügt und sich sehr um Einbeziehung des vorgeschichtlichen Fundmaterials bemüht, ist – das sei mit Nachdruck betont – ein großer Wurf gelungen. Kühn und selbständig, souverän, manchmal will es scheinen fast eigenwillig, mit einer die ganze Weite der Ansichten und Interpretationsmöglichkeiten abschreitenden Umsicht und einer staunenswerten Belesenheit werden die Probleme der Stammeswerdung an-

* Reinhard Wenskus, *Stammesbildung und Verfassung. Das Werden der frühmittelalterlichen gentes*. Böhlau-Verlag Köln und Graz, 1961. 656 S., 2 Karten.

¹ Vgl. dazu die gute Übersicht bei H. J. Eggers, *Einführung in die Vorgeschichte* (1959) 199ff. (Abschnitt zum Problem der sog. ethnischen Deutung vor- und frühgeschichtlicher Kulturprovinzen).

gegangen. Der Prähistoriker kann sich nun zur Sache und Methode eingehend und fundiert unterrichten. Er wird aber auch ausdrücklich angesprochen und damit zu einer Stellungnahme aufgefordert. Auf diese ‚Herausforderung‘ wenigstens für einige Aspekte ‚Antwort‘ zu finden, ist die Absicht der nachfolgenden Bemerkungen. Zuvor erscheint ein diesbezüglicher Überblick über den Inhalt des Werkes erforderlich. Unter den Forschern, auf deren Arbeiten W. weiterbaut oder mit denen er sich kritisch auseinandersetzt, seien genannt: A. Dove, W. Schlesinger, K. S. Bader, W. Fritze, S. Gutenbrunner, T. E. Karsten, R. v. Kienle, B. Mitzka, R. Much, E. Norden, L. Schmidt, E. Schwarz und E. Zöllner; weitere werden in gegebenem Zusammenhang zu erwähnen sein.

Das Buch ist klar aufgebaut und schreitet folgerichtig fort, wenn auch bisweilen in schier erdrückender Breite und Detailliertheit. In der Einleitung werden alsbald Stammesbildung als der zu einem Stammesbewußtsein führende Vorgang und als entscheidend für das Ethnos eben das Bewußtsein gemeinsamer Abstammung definiert. Der Stamm ist mithin ein Personalverband. Solchen Bildungen kam der frühgeschichtliche Personenverbandsstaat sehr entgegen. Der Stamm sei jedoch nicht nur in seinem Selbstverständnis, sondern auch in seiner Verfassungswirklichkeit zu verstehen. Dagegen kann ein Ethnos nicht allein aus rechtlichen und sozialen Ordnungen oder anderen objektiven Merkmalen wie Sprache und materieller Kultur oder als Siedlungsgemeinschaft bestimmt werden. Gentiles Bewußtsein habe manche gemeinsamen Züge mit sog. Naturvölkern; W. ist dann im Gang seiner Darstellung sehr bemüht, die Schwelle deutlich zu machen, mit der germanische Stämme ein Entwicklungsstadium ihrer Struktur erreicht haben, die sie von Formen der Stammesbildungen bei Naturvölkern abheben (z. B. S. 83, 88 ff. 126 ff.).

Im 2. Kapitel werden die einzelnen Aspekte des Stammesbegriffes im allgemeinen wie für den germanischen Bereich im besonderen umfassend analysiert. Glauben an gemeinsame Abstammung und dementsprechend Endogamie schließen die Möglichkeit der Verschwägerung mit Fremdstämmigen nicht aus, vorzüglich für höhergestellte Familien. Das hat auch beigetragen zur Heraustriskalisierung kleiner traditionsgebundener Kerne mit großräumiger Wirkung; die Existenz solcher führenden Gruppen macht Art und Weise von Wanderungen und Landnahme mancher germanischer Stämme verständlich; darauf ist noch zurückzukommen (S. 143). Heerhaufen und Gefolgschaft, wie sie nach den Angaben der antiken Autoren erschließbar werden, haben in diesem Rahmen eine erhebliche Stammesbildende Rolle gespielt (S. 346 ff.), während aus bestimmtem Anlaß entstandene oder kultisch begründete Bünde meist nur kurzlebig waren und Großstämme nicht aus Kleinstämmen zusammenzuwachsen pflegten. Auch in den Namen, unter denen Herrschernamen, Kurz-, Prunk- und Spottnamen sowie Gebietsbezeichnungen vorkommen (S. 59 ff.), wird die Problematik des Stammesbegriffes evident. Eine scharfe Gegenüberstellung von Stamm als Abstammungsgemeinschaft zu Völkerschaft als politische Gemeinschaft (S. 51) läßt sich – soviel ich sehe – nicht konsequent durchhalten, wird übrigens auch erschwert durch den schwankenden Wortgebrauch bei den Autoren (S. 46 f.).²

² Vgl. dazu jetzt die Kritik von C. Redlich, Germanische Gemeinschaftsformen in der Überlieferung des Tacitus, in: Studien aus Alteuropa 2 (1965) 186 ff.

Sind doch für die Ethnosbildung soziale und politische Schicksale und daraus erwachsende Traditionen wesentlich, ähnliche Kultur und gleiche Sprache nur Eigenschaften (S. 93 ff.). Sprache – bei den antiken Autoren als besonders auffälliges Unterscheidungsmerkmal ethnischer Zuordnung empfunden – ist mithin keine notwendige Voraussetzung, zumal sie nicht auf eine Stammesgemeinschaft beschränkt zu sein braucht. Kann doch Sprachgemeinschaft erst als Ausgleicherscheinung innerhalb einer schon länger bestehenden politischen Gemeinschaft entstehen. Gleiches gilt für Kulturgemeinschaft. Jedenfalls beruht Bildung ethnischer Einheiten also nicht primär auf den kulturellen Voraussetzungen wie materielle Kultur, Brauchtum u. dgl. Das schließt nicht aus, daß Tracht, Kampfesweise, Art des Wohnens und Siedelns, Kultbräuche wichtig empfundene Bestandteile der Stammeskultur sein können, vielleicht bedeutsamer als die Sprache. Um den Kreis der Möglichkeiten abzurunden: nicht jeder ethnischen Einheit muß eine politische Gemeinschaft zugrunde liegen (S. 258), Siedlungskontinuität muß nicht mit Kontinuität der Stammestradiation noch der Siedler gleichbedeutend sein (S. 554).

Im 3. Kapitel zum Problem der ethnischen Deutung vorgeschichtlicher Fundgruppen ist die Kritik an einer vorsichtig gewordenen Vorgeschichtsforschung, die sich mit Kulturgeschichte begnügen will, doch wohl etwas zu hart (S. 119 ff.), wie sich sofort zeigen wird. W. folgt der Meinung, daß sich in der Jungsteinzeit stabilere ethnische Einheiten gebildet hätten, mit Überschichtungen und demzufolge größeren Verbänden – während man vorher nur von Horden sprechen könne (S. 73 ff.) – freilich in verschiedenen Integrationsstufen (S. 138)³. Wohl seit der Bronzezeit sei dann in allen westindogermanischen Sprachgebieten mit kleinen Völkerschaften (S. 285) und noch zur Römerzeit mit ethnischen Gruppierungen verschiedenen Alters und unterschiedlicher Struktur nebeneinander (S. 143) zu rechnen. In abgeschlossenen Räumen können Sprach- und Kulturgebiete eher zusammenfallen; fremde Einflüsse bewirken Störungen und Akkulturationen, gern verbunden mit Sprachwechsel; natürliche Umweltgegebenheiten können ethnische Gruppen in Gemengelage oder Würfelung siedeln lassen; Einzelsiedlung konnte autonome Gruppen bewahren; solche Verhältnisse aufzuhellen, wird mittels des Fundmaterials schwerlich gelingen, archäologische Fundgruppen sind vielmehr ethnosoziologisch sehr verschiedenartige Gebilde (S. 131 f. 135 f.). Sobald sich geschichtliches Handeln auf Völker – im Anliegen dieses Buches auf germanische gentes – bezog, ist Geschichte als auf sie ausgerichtet zu verstehen. Es bleibt freilich offen, wie weit kann man vom Einsetzen schriftlicher Quellen mit Vorstellungen bestimmter ethnischer Strukturen, die jedenfalls in ihrer Größe über das bei Naturvölkern Übliche hinausgehen, in schriftlose Zeit zurückgehen, wie es Kossinna allzu unbekümmert tat. Die schon erwähnten kleinen Traditionskerne und besondere Eigenschaften eines Ethnos erschweren freilich weiterhin Gleichsetzungsversuche mit archäologischen Fundgruppen usw. Aber nicht deshalb ist es fehl am Platz, Kontinuität politischer Tradition durch „ungebrochen durchlaufende typolo-

³ Das in diesem Zusammenhang herangezogene „Gesetz wachsender Größe ethnischer Einheiten“ (S. 134. 139) läßt sich übrigens am archäologischen Fundstoff nicht bestätigen.

logische Reihen“ erkennen zu wollen, sondern hier ist doch wohl die eigentümliche Arbeitsweise des Prähistorikers mißverstanden worden (S. 123f. 136–142: nicht immer ganz widerspruchsfrei); es ist darauf im letzten Abschnitt zurückzukommen.

Nachdem die Voraussetzungen und methodischen Grundlagen von W. so umsichtig analysiert sind, wird in den Kapiteln 4 u. 5 – sie sind die ausführlichsten (S. 143–575) – das eigentliche Anliegen des Buches, die Entstehung der ethnischen Verhältnisse Germaniens zur Römerzeit und die Stammesbildung in der Römer- und Völkerwanderungszeit abgehandelt. Nach dem zuvor Gesagten können weder die Stammbaumtheorie der Aufspaltung eines indogermanischen Urvolkes noch die Annahme des Zusammenschlusses kleinerer Verbände zu größeren genügen (S. 143ff.); ist doch Sprache nicht ausreichendes Zugehörigkeitskriterium, vielmehr kann ethnische Selbstzuordnung auch durch politische Verhältnisse bestimmt werden. W. weiß neue Wege aufzuzeigen (S. 152ff.). Er schließt sich der bis vor kurzem herrschenden Lehre an, die aber neuerdings vor allem durch die Arbeiten H. Kuhns recht problematisch geworden ist⁴, daß die wohl in der zweiten Hälfte des 1. Jahrtausends erfolgte erste germanische Lautverschiebung die Trennung des Urgermanischen vom Indogermanischen bedeutet. Mit diesem Ereignis sei die ethnopsychologische Situation herbeigeführt worden, die zu einer ethnischen Distanzierung einer Gruppe von Stämmen von ihren Nachbarn geführt habe, eine ethnische Einheit der Germanen sei nicht vor diesen entscheidenden Veränderungen anzunehmen (S. 161). Dabei seien Übergangszonen alteuropäischer Dialekte ausgeräumt worden⁵. Erkenntnismittel sind vornehmlich Ortsnamen und Gewässernamen, wobei sich W. auf H. Kuhn und H. Krahe beziehen kann. Durch die überlieferten Namen von Volcae und Venetern gelingt eine Abgrenzung gegen fremdsprachige Nachbarn im Südabschnitt des germanischen Sprachraumes in Mitteldeutschland und im Osten (S. 210ff.); sowohl Germanen wie Kelten empfinden diese ethnische Grenze (S. 387). Mithin ging Bildung des Germanentums kaum vom Gebiet der nordischen Bronzekultur aus. Das prähistorische Material kann für die Beweisführung aber auch im positiven Sinne dienen. Eine besondere Bedeutung wird nämlich der Jastorf-Kultur zugewiesen; sie soll erlauben, das mit sprachlichen Mitteln nicht fixierbare Ausgangsgebiet der ersten Lautverschiebung zu umgrenzen, mit Ausbreitungstendenz nach Norden und im Kontakt mit südlichen Gebieten (S. 158. 172ff. 253f.); es ist darauf noch zurückzukommen. Für Nordwestdeutschland und den Niederrhein gelangt W. teilweise zu ähnlichen Anschauungen wie sie jüngst R. Hachmann, G. Kossack und H. Kuhn⁶ vorgetragen haben (S. 188ff. 212ff. 381ff.). Zusammenfassend stellt W. fest, daß damals sich ethnische Wirkungen, die über die kleine Stammesgemeinschaft hinausgingen, an Sprachgrenzen orientierten und sich zudem eine ethnisch betonte Kulturgrenze als Vorstufe eines durch

⁴ Darauf machte mich Herr Prof. Bischoff, Mainz, dankenswerterweise im Gespräch nachdrücklich aufmerksam.

⁵ Sehr besonnen ist die Erörterung der -apa-Namen, die gewiß kein Zeugnis für Anwesenheit von Kelten sind (S. 178–183).

⁶ Völker zwischen Germanen und Kelten (1962).

umfassendes ethnisches Zusammengehörigkeitsgefühl verstandenen Stammesgefüges herausbilden konnte (S. 209).

Wie aber steht es mit dem Stamm, der gens, dem Grundanliegen des Buches? Bei einer ausführlichen Erörterung der Mannus-Stammtafel (S. 234 ff.) werden Ingaevonen, Istaevonen und Erminonen nicht als Kultverbände, sondern nach dem Sprachgebrauch antiker Quellen als Abstammungsgemeinschaften angesprochen, die indessen noch nicht ein solches Maß an Staatlichkeit wie jüngere Bildungen erreicht hätten; mit diesen sind die im Verlauf der ersten Lautverschiebung erfolgte stärkere sprachliche Absetzung von den Nachbarn und in deren Gefolge die Ausbildung herrschaftlicher Züge mit Gefolgschaften usw. im Verfassungsleben gemeint (S. 152 ff.). Daß sich ein solcher Kultverband als archäologische Fundgruppe zu erkennen gibt, ist grundsätzlich nicht unmöglich (S. 517). Ingaevonen mögen in der Bronzezeit ein politisch-kultischer Verband gewesen sein, nicht aber – wie gern behauptet – eine nordseegermanische eisenzeitliche Fundgruppe. In den Erminonen macht sich vielleicht eine Tendenz zu größeren Zusammenschlüssen bemerkbar, wie sie mit spezifisch germanischen Lautentwicklungen und der Ausbreitung der Jastorf-Kultur zum Ausdruck kommt. Sie sind aber nicht mit den Sueben und nicht mit der elbgermanischen Fundgruppe gleichzusetzen und Cherusker und Chatten dürfen nicht aus ihnen eliminiert werden. Verf. geht sorgfältig dem von F. Frahm, G. Walser, L. Schmidt und anderen viel und widersprüchlich diskutierten Suebenbegriff nach und hält die Selbstzuordnung anderer Stämme zu dem wichtigen Suebenstamm für wesentlich; das komme auch in der Eigentümlichkeit des suebischen Haarknotens zum Ausdruck. Das Germanentum war auf dem Wege, durch die Sueben ethnisch geeint zu werden; diese Entwicklung wurde durch das Eingreifen der Römer abgebrochen.

Stammestradition reicht indessen nach der großen Zahl germanischer Stammesnamen, die von Südsandinavien bis zur Mittelalbe reichen, in die Zeit vor Ausbildung der germanischen Sprachgemeinschaft zurück, und das in der alteuropäischen Sprachgruppe der Indogermanen zu erschließende Wort *Teuta, dessen Bedeutung zwischen „Land“ und „Volk“ schwankt, läßt das Erwachen germanischer Stämme vornehmlich aus politischen Einheiten vermuten (S. 284 f. 298 f.). W. ist sehr bemüht (S. 299 ff.), durch Auseinandersetzung mit der Literatur und Interpretation antiker Quellen, Wörter und prähistorischer Befunde, die Beschaffenheit und Struktur dieser alten Stämme aufzuhellen; das Verhältnis von Sippe und Stamm, die Bedeutung des Königtums als Sakral-, Heer- oder Viel- und Doppelkönigtum, Rangordnungen und Staffellungen werden erörtert. Ein Heerhaufen im Sinne von Caesar, B.G. VI 23, d. h. eine für ein bestimmtes Unternehmen einem Führer sich verpflichtende Anhängerschaft, kann sich nach geglückter Landnahme zu einem Personenverbandsstaat konstituieren (S. 349–374), Besetzung fremden Bodens mußte Adelskultur begünstigen. Solche Vorgänge sind bei der oben erwähnten Grenzbildung zu keltischen Gebieten anzunehmen (S. 373 ff.). Die Südausbreitung von Sugambrenn, Brukerern, Amsivariern, Chatten sind Beispiele derartiger Gebiets Erweiterungen, die im archäologischen Material nicht faßbar werden, zumal auch noch mit – schon gekennzeichneten – kleinen Traditions-kernen zu rechnen

ist (S. 389 ff.). Wenn auch die Aussagen der antiken Quellen vielfach unklar und unzureichend sind und ihre Konnexion mit dem archäologischen Fundstoff wenig gelingen will, so sind nach W. (S. 427) damals die Formen politischer und sozialer Organisation mit vom Ethos der Gefolgschaft erfüllten Verbänden entstanden, die den germanischen Völkerschaften (Stämmen) die ein neues Zeitalter herbeiführende Kraft verliehen.

Bei der Stammesbildung der Völkerwanderungszeit sind Abspaltung (Filiation), Ansaugung (Akkumulation), Wanderung und Beharren des ethnischen Zentrums die wichtigsten Prozesse (S. 430; Beispiel der Alamannen S. 507 und 511). Gefolgschaft begünstigte die Akkumulation. Nur bei langen Wanderungen konnten Wanderlawinen entstehen. Das wird mit eingehenden Belegen dargestellt und die unterschiedliche Struktur der Stämme hervorgehoben (S. 462 ff.). Der Historiker hat jetzt das entscheidende Wort; wir dürfen uns daher auf einige Bemerkungen beschränken. Die Franken (S. 512 ff.) sind zunächst eine durch verschiedenartige Bindungen zusammengehaltene Stammegruppe mit schwankendem Geltungsbereich, eine Zone gleicher Gesinnungslage, die die Neigung zum Bund verstärken mußte, der als politische Einheit nicht vor Chlodwig erscheint. Demzufolge könne bei der Reihengräberzivilisation nicht mehr von Stammesunterschieden, sondern nur noch von regionalen Sonderformen gesprochen werden (S. 535, 588). Im Anschluß an W. J. de Boone und E. Ewig wird erörtert, welchen Stämmen der Name Franken zukomme, als ersten den Chasuariern, später auch den Brukertern, Amsivariern, Chattuariern und Chatten, und wie es mit der Herkunft der Salier steht. Bei den Sachsen (S. 541 ff.) kann sich W. weitgehend auf W. Lammers berufen. Da bei ihnen unbekannt ist, welche Mengen fremder Gefolgsleute sich einem Landnahmeführer angeschlossen haben, muß der Traditionskern von der Masse der von ihm geführten Bevölkerung scharf geschieden werden; Chroniken und Sagen behandeln gewöhnlich Entfaltung und Schicksale des Traditionskernes, archäologische und sprachliche Argumente betreffen meist Herkunft und Zusammensetzung der Bevölkerungsmasse (S. 549)⁷.

Schon mehrfach bestand Anlaß – soeben noch bei der Entstehung des Stammes der Sachsen – auf die Verwendung des archäologischen Materials für die Darstellung und Beweisführung von W. hinzuweisen. Der Prähistoriker ist interessiert, wie sein Arbeitsstoff hier gehandhabt wird und ob sich ihm daraus neue Einsichten, auch grundsätzlicher Art, eröffnen oder ob er zu Kritik aufgefordert wird. Daher sollen im folgenden einige wichtig und ergiebig erscheinende Passagen des Buches daraufhin kurz betrachtet werden⁸. Mehrfach

⁷ In einer ausführlichen, gedankenreichen und kritischen Besprechung hält R. Hachmann (Hist. Zeitschr. 198, 1964, 663 ff., besonders 669 ff.) diesen Abschnitt für den wichtigsten des Buches, während hier den vorangehenden mehr Gewicht, jedenfalls für den Prähistoriker, beigemessen wurde.

⁸ Nachstehend sei auf einige Einzelheiten hingewiesen: der nordische Kreis der Bronze- und frühen Eisenzeit mit seinen Gruppierungen und Zonen, die vielfach durch auf sie von außen wirkende, rasch rezipierte und umgestaltete Einflüsse zustande gekommen sind, ist m. E. einem Dialektkontinuum im Sinne W. Porzigs nicht an die Seite zu stellen (S. 155 f.). – Es leuchtet nicht ein, warum für alte germanische Stammesnamen Bodenfunde nicht brauchbar sein können (S. 286 Anm. 80).

(S. 64ff. 72ff. 138 Anm. 108. 140f. 292 – im Widerspruch zu S. 73–323. 398f. 464ff.), zuletzt bei den Sachsen, desgleichen bei Kimbern, Teutonen, Wandalen, Angeln, Langobarden, Burgundern, Rugiern, Goten, wurden kleine traditions-tragende Kreise und sich ihnen etwa anschließende Stammesfremde, wie Gefolgschaften und Heerhaufen, als wesentlich für die Stammesbildung in dem von W. verstandenen Sinne der ethnischen Selbstzuordnung und damit eines Personenstandverbandes angesprochen. Damit werden einerseits die Schwierigkeiten ausgeräumt, daß aus kleinem Ursprung weiträumige Landnahme u. U. rasch erfolgen kann; andererseits ergibt sich, daß die Aussage der Funde solchen Vorgängen nicht oder kaum gerecht werden kann.

Mit dem Umstand, daß die Aussage der Funde mehrdeutig, antinomisch oder gar widersprüchlich sein kann, wird der Prähistoriker noch weiter konfrontiert. Mit Recht hebt W. die Diskontinuität überdurchschnittlich reichhaltig ausgestatteter Gräber, die gern als Fürstengräber bezeichnet werden, hervor. Aber entspricht ihnen – deren älteste aus dem Jungneolithikum und der frühen Bronzezeit Mitteldeutschlands stammen – eine Diskontinuität der darin bestatteten Schichten wie Häuptlinge, Priester, Könige? Die Meinungen der Prähistoriker wie W. A. von Brunn, E. Wahle und K.-H. Otto – letzterer vom Standpunkt des historischen Materialismus – sind nicht übereinstimmend (S. 308f. 331f. 356). Oder dürfen mit W. solche Gräber als Zeugen für vorübergehende, bestimmte, räumlich auf Überschichtungsvorgängen beruhende, stärker herrschaftlich bestimmte Phasen gedeutet werden? Dafür wäre der Hügel von Seddin im Überschneidungsgebiet nordischer und Lausitzer Kultur ein Beispiel, dem auch der an typologisch-statistisches Denken gewöhnte Prähistoriker Beweiskraft nicht versagen möchte (S. 254 Anm. 728. S. 312f. 344f.). Die von H. J. Eggers herausgestellte Lübsower Gräbergruppe mag das in der Adels-schicht erwachsende germanische Einheitsbewußtsein widerspiegeln, in dem nach Tacitus suebischen Raum (S. 264. 271). Jedoch wird man kaum umhin können, zweifelnd zu fragen, warum anderswo Form und Ausstattung der Gräber nicht ähnliche Staffelung bzw. Hervorhebung erkennen lassen und ob daraus zwingend auf andere Verfassung und ständische Schichtung zu schließen ist. Ob, wie W. meint, in den Fürstengräbern der jüngeren Kaiserzeit landschaftliche Besonderheiten stärker zum Ausdruck kommen (S. 459)? Sehr berechtigt erwägt W., welche Wertunterschiede jeweils gelten, ob nicht Vieh höher als Metall eingeschätzt werden konnte, und dann etwa mit Metallbeigaben ausgestattete Gräber unzutreffende Vorstellungen über Reichtum und soziale Stellung vortäuschen können (S. 282); es wäre hinzuzufügen, daß wahrscheinlich auch noch andere Umstände Art und Güte der Beigabenausstattung bewirken⁹. Mit den eben angestellten Erwägungen läßt sich jedenfalls nicht pauschal die Ansicht vertreten – sie findet auch im Fundstoff keine generelle Bestätigung –, daß der Totenkult größerer ethnischer Einheiten von jeweils kleineren Gruppen ausgeübt wurde bzw. bei der Zähigkeit solchen Brauchtums auf letztere beschränkt bleiben konnte, auch wenn ein Zusammenschluß stattgefunden hatte (S. 106).

⁹ Dementsprechend ist die Interpretation römischen Importes im freien Germanien, der größtenteils Grabgut ist, auf S. 405 Anm. 875 nicht überzeugend.

W. schließt sich der Meinung an, daß die Burgen oder Ringwälle Kennzeichen für straffere Organisation und Herrschaft sind (S. 385. 402); der Prähistoriker wird dem nicht unbesehen folgen wollen¹⁰. Dagegen zieht er Gewinn aus den zurückhaltenden Erwägungen, ob und wie weit aus Ringwällen auf Landnahme, Grenzziehung und dgl. zwingend geschlossen werden muß (S. 377. 393) und folgt gern der Meinung, daß die Germanen seit der Spätlatènezeit sehr wohl Burgen benutzten (S. 402 ff.).

Nach W. sind, wie wir sahen, die Zeiten der ersten germanischen Lautverschiebung von entscheidender Bedeutung für die Ethnogenese der Germanen. W. ist bereit, das Ursprungsgebiet mit dem Jastorf-Bereich zusammenzubringen. Dabei ist ihm keineswegs entgangen, wie kontrovers die Meinungen der Prähistoriker wie W. D. Asmus, R. Hachmann, A. Leyden, G. Schwantes, E. Sprockhoff, R. Schindler über Ursache – wie etwa Klimaänderungen – und Herkommen – von Norden nach Süden oder umgekehrt – der Jastorf-Kultur sind, über das Gewicht der in dieser Kultur bemerkbaren und für ihre Formgestaltung nicht unerheblichen südlichen Einflüsse und über das Problem, ob mit Wanderungen oder Kulturströmungen zu rechnen sei. Es fehlt eine Gesamtschau der Jastorf-Kultur und seit der Zusammenfassung von A. Moberg und fruchtbaren Einzeluntersuchungen u. a. von C. J. Becker und E. Nylen für das nordische Gebiet¹¹. Wenn die Jastorf-Kultur nach H. J. Eggers im Osten bis Mittelpommern reicht¹², Gebiete, die die deutsche Forschung in der Regel schon in vorangehenden Zeiten als germanisch, die polnische als lausitzisch ansieht¹³, widerspricht das nicht, paßt sich vielmehr in die von W. entwickelten Gedankengänge ein (S. 172–174. 176 f. 200 ff. 209. 233. 375 f. 401). W. teilt mit Recht die Bedenken einer Gleichsetzung der Ausbreitung der Gesichtsurnenkultur mit dem Vorstoß der Bastarnen; doch dienen ihm immerhin als Ergänzung sprachlicher Argumente die Funde für die Annahme früher Wanderbewegungen dieser den Sueben zugehörigen Gruppe (S. 206 ff., 232 Anm. 600). – In Nordwestdeutschland können von der jüngeren Bronzezeit in die frühe Eisenzeit durchgehende Gräberfelder und leidlich brauchbare Formenreihen eines allerdings etwas eintönigen Formenbestandes auf eine gewisse Bevölkerungskontinuität schließen lassen¹⁴. Freilich sind nach H. Hoffmann, W. Kersten, P. Schmid, K. Tackenberg u. a. mehr oder minder deutlich ausgeprägte Lokalgruppen nicht zu übersehen wie jene im Küstengebiet, wie die Nienburger Gruppe, wie die doppel-

¹⁰ Bedenklich erscheint der Versuch, z. B. bei Ptolemaios genannte Orte mit noch nicht untersuchten und datierten Burgen zu identifizieren (S. 192).

¹¹ Es wird gewiß lebhaften Widerspruch hervorrufen, daß ein solches Vorhaben aufgrund der Lit. und mit zusätzlichen gezielten Museumsbesuchen realisierbar sei. Es sollten jedenfalls geringfügige, unerhebliche Details und nicht erreichbare Vollständigkeit nicht als grundsätzlicher Einwand abschrecken.

¹² Vgl. dazu jetzt: H. J. Eggers, Das Gräberfeld von Langenhagen, Kr. Saatzig, in: Baltische Studien N.F. 50, 1964, 7 ff.

¹³ Vgl. z. B. J. Kostrzewski, Kultura Łużycka na Pomorzu (Posen 1958) und ders., in Prace i Materiały 8, 1962, 123 ff. und dagegen Eggers, Arch. Geographica 8–9, 1959–60, 51 ff.

¹⁴ Daß dieser ganze Raum für die archäologische Forschung „ein einziges Kontinuum bildet, innerhalb dessen jede Einzelform ihre Sondergrenzen hat“ (S. 198), ist wohl etwas überspitzt formuliert.

kegelförmigen Gefäße und gewisse „nordische“ Bronzen (S. 184–186. 190). Mit gutem Formgefühl hat W. gesehen, daß die schlichten Töpfe vom Harpstedter Typ und ähnliches grobes Tongeschirr kaum ein zureichender archäologischer Indikator sein können. Reicht aber alles zusammen aus, um die sprachlichen Neuerungen im Gefolge der ersten germanischen Lautverschiebung archäologisch zu unterbauen oder können dafür allerdings nur schwache Einflüsse der Jastorf-Kultur in Anspruch genommen werden? Oder sind es erst gewisse Erscheinungen der Spätlatènezeit, die mit der Ausdehnung der Sueben in Verbindung gebracht werden dürfen? Dazu kommt seit der jüngeren Latènezeit vom westlichen Mitteleuropa bis zum Niederrhein der in der Vorgeschichte so viel diskutierte keltische Einfluß im Fundmaterial. Hier stößt W. also auf Probleme der Germanisierung, des Verhältnisses von Germanen zu Kelten und umgekehrt, der germanischen Landnahme, nachdem die dafür erforderlichen – im vorigen Abschnitt referierten – Voraussetzungen der Stammesstruktur und -verfassung erreicht waren, die – wie schon bemerkt – Hachmann, Kossack und Kuhn¹⁵ ebenfalls gesehen, aber in anderer Weise angegangen haben; es kann hier nicht in eine vergleichende Betrachtung der beiden Arbeiten eingetreten werden (vgl. S. 184ff. 190. 195. 199f. 259f. 381ff. 387ff. 393ff.). Das archäologische Material ist hier also heterogener und zunehmend stärker fremden Einflüssen und Kontakten ausgesetzt als der Jastorf-Kreis. Die für die germanische und suebische Ethnogenese entscheidende Begegnung – vgl. das oben über die Volcae Referierte – mit einem voll ausgebildeten Keltentum fand aber in Mitteleuropa, d. h. in Thüringen und angrenzenden Gebieten statt. Hier, nicht innerhalb des Jastorf-Bereiches waren daher die Voraussetzungen zu Beutezügen usw. und damit zur Bildung von Heerhaufen günstig. Dementsprechend schließt sich W. der neuerdings freilich mehr und mehr bestrittenen Annahme¹⁶ eines keltischen Vorstoßes nach Mitteleuropa und von germanischen bzw. suebischen Gegenstoßen an (S. 227f. 271. 361. 377ff.). Das Fundmaterial der Spätlatènezeit und der Römerzeit hat hier und in Böhmen den Prähistorikern seit je Anlaß zu recht divergierenden Ansichten über eine Zuweisung an Kelten oder Germanen bzw. an bestimmte germanische Stämme gegeben¹⁷ und auch W. rechnet mit Bevölkerungsbewegungen, Traditionsstörungen und Entstehung neuer Traditionen (S. 397ff. 554f. 566f.).

Zieht man das Fazit, so ist Wenskus sein hauptsächliches Anliegen, daß die Ethnogenese der Germanen und die Herausbildung ihrer Stämme innerhalb eines verhältnismäßig kurzen Zeitraumes vor sich ging, in dem sich die erste germanische Lautverschiebung vollzog, in umfassender Weise angegangen. Es darf freilich – wie schon betont wurde – nicht übersehen werden, daß die bisherigen Lehrmeinungen über Zeitpunkt und Vorgang der ersten germanischen

¹⁵ Vgl. Anm. 6.

¹⁶ Th. Voigt, Bemerkungen zur latènezeitlichen Problematik im Elb-Saale-Gebiet und in Mitteleuropa, in: *Alt-Thüringen* 6, 1962–63, 383ff. mit Lit. und K. Peschel, Die vorgeschichtliche Keramik der Gleichberge bei Römhild in Thüringen (1962).

¹⁷ Vgl. die sehr fundierte wenn wohl auch etwas eigenwillige Arbeit von Voigt, Gab es zur Spät-La-Tène-Zeit eine selbständige Kulturprovinz im Saalegebiet?, in: *Jahresschr. Halle* 41–42, 1958, 409ff.

Lautverschiebung, denen sich W. anschließt, neuerdings bestritten werden. Als Unterlagen dienen geschichtliche Erwägungen, Interpretation der Autoren und Auswertung der Sprachzeugnisse, wie sie vornehmlich Orts- und Flußnamen bieten. Die Frage ist wohl müßig, ob ihm das auch ohne die erstaunlich kenntnisreiche und verständnisvolle Heranziehung des archäologischen Materials gelungen wäre. Dessen Auslegung erfolgt in Verbindung oder zur Stützung der aufgrund der zuvor genannten Quellen und Kriterien gewonnenen Einsichten über bestimmte Vorgänge. Wenn z. B. in Teilen Thüringens und Sachsens jastorfartige Keramik selten ist, so braucht das nicht gegen germanische Überlagerung zu sprechen, die weiter nördlich an der Mittelelbe durch Jastorf-Keramik deutlich wird, denn „ein Traditions-kern, der sich mit heterogenen begleitenden Massen gegen das Kulturgefälle bewegt, braucht an den Zielpunkten kaum mehr Gut aus dem Ausgangsraum mitzuführen“ (S. 378). Andererseits brauchen „auch jene Schichten, die Träger der ethnischen Tradition sind, keine Hinweise im Boden zu hinterlassen“ (S. 239 Anm. 633). Ferner wird bei Erörterung der Mannustafel und ihrer Bedeutung die Meinung vertreten, daß die Germanen aus Gruppen verschiedener kultureller Tradition zusammengewachsen sind; dahinter steckt entweder ein politisches Programm oder diese Vorstellung entstand aus der Ethnisierung gegebener politischer Zustände; d. h. sie gab einem politischen Verband die ethnische Legitimation, indem sie ihn als Abstammungsgemeinschaft faßt und dadurch seine Zusammengehörigkeit ideell begründete (S. 240). Bleibt es mithin eine Frage der Auslegung der historischen und sprachlichen Quellen über das ihnen nachgeordnete archäologische Material, ob es sich um Traditionskerne, die Masse der Stämme usw., bzw. um die sich bei Wanderungen hinzugesellenden Teile, um angetroffene Bevölkerung oder um in Entwicklungsprozessen begriffene Gruppen u. dgl. mehr handelt? Wenn weiter eine gewisse innere Bereitschaft zur Übernahme bestimmter Kulturgüter, wohingegen verkehrsmäßig bedingte Ausbreitung nicht ausreichte, als notwendig bezeichnet wird (S. 261 Anm. 781) oder eine Bevölkerung aufgrund kultureller Ausstrahlung in den germanischen Sprachraum einbezogen werden konnte (S. 389), hingegen aber mit Recht in Frage gestellt wird, ob der gesamte Fundstoff aller vorgeschichtlichen Zeiten ausschließlich „geschlossenen“ Gruppen zugewiesen werden kann, ob jederzeit Gruppe neben Gruppe gestanden habe (S. 135), wird der Prähistoriker veranlaßt, seine Arbeitsweise zu überdenken.

Das Material des Prähistorikers hat nach Qualität und Quantität verhältnismäßig enge Grenzen. Die Fundverhältnisse usw. in Raum und Zeit und die Umwelt sind in Rechnung zu stellen. Es machen sich bemerkbar Gestaltwerdung und beschränkte Gestaltungsmöglichkeiten der Fundobjekte. Sie stehen in Relation zu so heterogenen Fakten wie Herstellungsverfahren, Werkstatt, Verbreitung, den Arten des Absatzes und des Konsums, Stellvertreten verschiedener Materialien untereinander wie neuen Möglichkeiten durch neue Werkstoffe. Sie sind ferner in Beziehung zu setzen zu wirkenden Kräften wie Stil, Tradition, Beharren, Fortschritt, Erfindung, zu den vermutlichen Ursachen der jeweiligen Fundensembles, zu dem Bedeutungsgehalt einzelner Fundobjekte, zu der sich ändernden Struktur des Fundstoffes, z. B. in der Art

der Grabbeigaben, der Zusammensetzung der Verwahrfunde u. a. m. Es muß wohl auch offen bleiben, ob der Entwicklungsgang einer Form oder Formen-
gruppe ein eigenständiger Vorgang oder abhängig vom Schicksal seiner Ver-
fertiger und Benutzer ist. Um auf die geschlossenen Fundgruppen zurück-
zukommen, welche Minimalanforderungen sind an sie zu stellen, wie können sie
im Fluß des Wandels oder der Neuschöpfung von Formen fixiert werden? Ein
so beschaffenes Quellenmaterial *sui generis* läßt sich aber nicht – wie es die
Forschung unter verschiedenen Aspekten versucht hat – nach bestimmten
Schablonen analysieren und deuten. Aber damit noch nicht genug; das Be-
ziehungsgefüge zwischen Fundgruppen und menschlichen Einheiten wird zudem
verwirrt und verunklärt. Denn nicht nur sind die Vergesellungen so unter-
schiedlich wie Horde, Dorfgemeinschaft, Stamm oder Volk, bzw. – wenn man
Beobachtungen und Lehren der Völkerkunde zu folgen bereit ist – machen sie
in der Regel nicht umkehrbare Entwicklungsprozesse durch, sondern nach den
Darlegungen von W. ist mit ethnischen und politischen Einheiten, Stämmen
bzw. Völkerschaften wie auch lediglich mit Kulturgemeinschaften zu rechnen.

Aber doch gibt die Arbeit von W. nicht zu derartiger Resignation Anlaß.
Sie eröffnet vielmehr dem Prähistoriker neue Perspektiven und Einsichten und
auch aus diesem Grund wird er R. Wenskus Dank wissen. Dieser hat Wege auf-
gewiesen, Vorgänge der Ethnogenese und Stammesbildung bis in die frühe
Eisenzeit zurückzuverfolgen und sie von andersartigen, politisch bedingten
oder auf kultureller Gemeinschaft beruhenden zu sondern. Analoges müßte
auch in anderen Teilen Europas nördlich der Alpen – um in diesem Raum zu
bleiben – möglich sein. Der Prähistoriker weiß jetzt, mit welcher Art von Ver-
hältnissen und Geschehen er es zu tun hat, in die er seine Funde hineinstellt¹⁸.
Er wird sich behutsam in ältere Perioden zurücktasten können, womöglich bis
in das Neolithikum und zu bei sogenannten Naturvölkern ähnlichen Verhält-
nissen, wie es auch W. mehrfach angedeutet hat. Die Bedeutung dieses Buches
eines Historikers für die Vorgeschichte ist kaum geringer zu veranschlagen als
s seinerzeit die Arbeiten von G. Kossinna, M. Hörnes, O. Menghin und E. Wahle.

¹⁸ Fruchtbar dürfte sich dabei wohl das Bestreben erweisen, unter Anwendung funktionali-
stischer Gesichtspunkte die Kulturganzheit herauszuheben (S. 136).

Kleine Mitteilungen

Eine steinerne Prunkaxt aus dem bayerischen Inn-Oberland. Dem Städtischen
Heimatsmuseum Rosenheim glückte unlängst die Erwerbung eines Vorgeschichts-
funds, der nicht nur für den regionalen Denkmäler-Bestand¹ von Bedeutung ist, son-
dern auch vereinzelt ähnliche Funde Süddeutschlands und Oberösterreichs zu-
sammenfassen läßt.

¹ Vgl. W. Torbrügge, Vor- und Frühgeschichte in Stadt und Landkreis Rosenheim (1959). –
Herrn Museumsleiter und Stadtarchivrat A. Aschl (Rosenheim) habe ich für die freundliche Ver-
öffentlichungserlaubnis sehr zu danken.